

Zwischen Altstadt und Kulisse – Zum Bedeutungswandel der Löffinger Stadtbefestigung

VON MATTHIAS WIDER

Die Altstadt – ein ästhetisches Terrain

Wer einem touristischen Hinweisschild „Historische Altstadt“ folgt, wird selten von geschichtlichem Erkenntnisinteresse bewegt.¹ Man erwartet ein Ensemble aus Stadttoren, Stadtmauern, Brunnen, Türmen und allerlei „alten“ Gebäuden, sieht in solchem Inventar aber weniger Zeichen bestimmter Zeiten, sondern pittoreske Ansichten, die es von allen Seiten zu betrachten und aus günstigem Blickwinkel schließlich per Handkamera einzufangen gilt. So gesehen ist die „historische Altstadt“ weniger historisches als ästhetisches Terrain: Ein „Stadtbild“, das gleich einem Gemälde angeschaut, bewertet und dessen Schönheit nicht zuletzt auch genossen werden will.

Was wirkt anziehend an solchen Stadtbildern? Die Überreste erinnern zumeist an das Mittelalter (respektive an die frühe Neuzeit), das als schaurig-schöne Epoche nach wie vor besonders gerne fliehend gesucht wird. Kaum eine andere Zeit interessiert und fasziniert mehr als die der Ritter, Knappen, Edel-frauen: Fassungslos schaudert man hier vor der umstandslosen Bereitschaft der Zeitgenossen zu hemmungsloser Gewaltanwendung, ergriffen bewundert man da deren gleichzeitige Fähigkeit zu innigem Glauben, tief sinniger Mystik und wahrhafter Nächstenliebe.

Das Mittelalter gefällt als eine Zeit, in der die Menschen die großen Spannungen des Lebens ohne zu zerbrechen ausgehalten haben, als eine Zeit, die, wie Johan Huizinga es einst zuspitzte, „den Geruch von Blut und Rosen in einem Atemzug vertrug“². Vor dieser wundersamen, fremdartigen Zeit und ihren stummen Hinterlassenschaften möchte man heute staunend stehen und sich beeindruckt fühlen. Der Spaziergang durch die „historische Alt-



An der B 31 lädt seit einiger Zeit ein
touristischer Wegweiser nach Löffingen ein.

Foto: Matthias Wider 2014

stadt“ ist also in gewisser Hinsicht erinnernde Selbstreflexion, so als würde man, um es mit Barbara Tuchmann zu sagen, in einen „fernen Spiegel“ schauen.

Orte mit einer entsprechenden Substanz tun sich auf dem engen Tourismusmarkt fraglos um einiges leichter als andere. Daher wundert es überhaupt nicht, wenn die Stadt Löffingen wissen lässt, „der gut erhaltene, mittelalterliche Kern Löffingens“ sei „immer eine Reise wert“.³ Dass Werbetexte wie dieser stets mit einer Abbildung des Mailänder Tores illustriert sind, verdeutlicht einmal mehr den engen Zusammenhang zwischen Altstadtambiente und mittelalterlicher Stadtbefestigung. Von ihrer Vergangenheit, die vor allem eine Geschichte des Bedeutungs- und Funktionswandels ist, so viel sei hier schon einmal vorweggenommen, soll im Folgenden die Rede sein.

Dorf und Etter – die Magie der Grenze

In Anbetracht der verfassungsgeschichtlichen Nähe zwischen mittelalterlichem Dorf und mittelalterlicher Kleinstadt⁴ sollten wir, wenn wir die Funktion der Stadtbefestigung im Mittelalter verstehen wollen, einen Schritt zurücktreten und uns erst der Vorgängersiedlung, dem Dorf Löffingen, dessen Topografie und dessen Rechtsstellung annehmen.

Mit einer Schenkungsurkunde vom 16. Januar 819 tritt Löffingen in das Licht der schriftlich überlieferten Vergangenheit ein. Darin ist die Rede von „*villa, que dicitur Leffinga*“⁵, was so viel wie „Dorf, genannt Löffingen“ meint. Auch wenn der Textinhalt über die Topografie dieses Dorfes Löffingen nicht mehr verrät, als dass es dort eine St. Martinskirche („*ad basilicam sancti martini*“) und den dazu gehörigen Hof („*in domo*“) gegeben hat, so besteht doch Anlass, von einer Gruppensiedlung mit mehreren Hofstätten auszugehen.⁶

Die Martinskirche und der dazugehörige Herrenhof werden meist auf dem Alenberg lokalisiert; erstens, weil dessen Flurname aller Wahrscheinlichkeit nach auf das althochdeutsche Wort „*alah*“ zurück geht, was sowohl „geschützter Ort, Siedlung, Hof, Haus“ wie auch „Heiligtum, Tempel“ bedeutet, womit der fragile Baubestand mitsamt symbolischer Ausstattung tatsächlich sehr gut getroffen wäre,⁷ und zweitens, weil auf ihm einige alemannische Reihengräber, datiert in das 6. Jahrhundert, gefunden wurden. Vielleicht sind sie die Überreste einer einstigen Hofgrablege? Eine endgültige Klärung dieser Frage kann wohl erst die Bodenarchäologie herbeiführen.

Im Laufe der Zeit reifte Löffingen vom Einzelhof zum Weiler und irgendwann zum Dorf heran, das in organisatorischer Hinsicht mehr war und mehr sein musste als ein bloßes Nebeneinander von Höfen. Mit steigender Bevölkerungszahl bedurfte es nämlich klarer Absprachen und verbindlicher Regelungen in ökonomischen und in straf- und zivilrechtlichen Angelegenheiten. Was in diesem sozial-kommunikativen Prozess entstand, war eine Lebensgemeinschaft mit stabilen Rechtsgewohnheiten, über die sich auch die unterschiedlichen Herrschaften nicht hinwegsetzen konnten. Den Gültigkeitsbereich der dörflichen Hoheit zeigte der Dorfzaun, der sogenannte Etter, an.

Eine Funktion des Etters war die Absicherung des Dorffinneren hin zur Flur: Beispielsweise musste weidendes Vieh ferngehalten werden, auch vor Raubtieren oder Wildverbiss sollte er die Siedlung schützen. Die in den Etter eingelassenen „Falltore“ waren daher so konstruiert, dass die Gatter, wie Ventile, nur nach außen aufgedrückt werden konnten und nach der Passage wieder von selbst zufielen.⁸ Gegen räuberische Übergriffe hingegen half das alles freilich wenig, schließlich war der Etterzaun in aller Regel weder besonders hoch noch widerstandsfähig und nicht selten musste auch einmal eine Hecke, genannt „Hag“⁹, als Zaunersatz erhalten.

Dass der Dorfzaun den Menschen damals noch weit mehr bedeutete, hat mit einer Art christlich-abergläubischen Metaphysik zu tun, deren Wurzeln tief in die altgermanische Vergangenheit hineinreichen. Demnach sind sich die Sphäre der Menschen und die Sphäre des Göttlichen – in der Religionsgeschichte spricht man hier von dem „Numinosen“ – an bestimmten Orten, zu bestimmten Zeiten oder auch in bestimmten Personen besonders nahe. Solche Kontaktpunkte sind von einem geheimnisvollen „Kraftfeld“¹⁰ umgeben, auf dessen Konstitution nicht eingewirkt werden darf, da unvorhersehbar ist, welchen Effekt das auf das fragile Verhältnis zwischen Göttern und Menschen haben könnte. Aus dieser prinzipiellen Unsicherheit heraus erklärt sich eine Vielzahl an Vorschriften, Legenden und Bräuchen, die alle in unterschiedlichem Maße dem Grundsatz des „Nichtwagens“ folgen: Auf heiligem Terrain war jedes unüberlegte Verhalten, insbesondere jede eigenmächtige Gewalthandlung, zu unterlassen.

Die Randzone des Numinosen wird als ebenso heilig definiert wie das Umgeschlossene selbst, denn die Grenze zeigt nicht nur die Reichweite des Sonderbezirkes an, vielmehr schließt sie gewissermaßen als Membran das Innere schützend ein, bannt also das „Unheilige“ nach außen und muss in dieser Funktion mit besonderen apotropäischen Eigenschaften ausgestattet sein. Noch in christlicher Zeit finden wir diesen altgermanischen Gedanken unvermindert: Eine Kirche ohne Einfriedung kann nicht geweiht werden, sie ist kein Heiligtum, ihr fehlt noch das Wesentliche, die Abgrenzung. Es ist daher leicht zu verstehen, dass das mittelalterliche Recht die Grenze im Allgemeinen unter besonderen Schutz gestellt hat; wer sich an Marken, also an Grenzzeichen wie Mahlsteinen oder Grenzbäumen, verging, hatte in älterer Zeit fürchterliche Strafen zu erwarten.¹¹

Im Volksglauben machte sich die Vorstellung von der Kontaktzone zwischen den Welten in Gestalt von Dämonen und Geistern bemerkbar,¹² allen voran: die Hexe. Sie heißt im altnordischen „*túnripa*“,¹³ im althochdeutschen „*hagzissa*“ oder „*hagzussa*“,¹⁴ was jeweils „Zaunreiterin“ bedeutet. Die „Zaunreiterin“, ein Zwischenwesen, in Büschen, Bäumen oder auf Zäunen sitzend, changiert als Grenzgängerin zwischen drinnen und draußen. Nicht von ungefähr hat der Mensch des Mittelalters seinen Abwehrzauber gegenüber den schädigenden Einflüssen der Hexe an den Zaun¹⁵ gehängt. Und selbst in christlichen Brauchtümern wie der „Eschprozession“¹⁶ zu Pfingsten oder dem „Stefansritt“¹⁷ am zweiten Weihnachtsfeiertag, bei denen die Bauern unter Anführung des Pfarrers die

Flurgrenzen begangen respektive mit Pferden abgeritten haben, scheint noch klar erkennbar die uralte heidnische Magie des Bannkreises durch.¹⁸

Im mittelalterlichen Asylrecht, einem an bestimmte Orte, Personen oder Zeiten gebundenen altgermanischen Freiheits- und Immunitätsversprechen, welches in Abtönungen an mittelalterliche Dörfer, Städte, Fronhöfe, Mühlen und nicht zuletzt an Kirchen und Kirchhöfe weitergereicht wurde,¹⁹ spiegelt sich die symbolische Bedeutung des Etters ebenfalls wieder:²⁰ *„Item hat auch dis dorf die friheit, das ein ieglicher fri ist, der daher flüchtet und für den etter inkombt, dem soll niemand nachjagen, er hab getan tots chleg oder gewundet oder von geldschuld wegen“*, heißt es in einem Weistum des Dorfes Istein am Oberrhein.²¹ Der zuständige Vogt durfte die Etterlinie nicht überschreiten, um den Flüchtigen selbst herauszuholen; er musste warten, bis ihm der Dorfammann den Betreffenden am Zauntor auslieferte. Alles andere hätte den Frieden des Dorfes gestört.²²

Folgerichtig galt die Ettergrenze auch als strafrechtliches Kriterium: „Innert Etters“, wo dörfliches Sonderrecht galt, waren die Bußen durchweg empfindlicher als außerhalb. In Hartheim betrug die Strafe für „Raufhändel“ innerhalb des Dorfraumes 30 Schillinge, außerhalb des Dorfraumes nur 10 Schillinge.²³

Da Beispiele aus der Löffinger Dorfverfassung leider nicht beizubringen sind, bleibt uns vorläufig nur der Versuch, den einstigen Verlauf des Dorfetters zu definieren. Dabei zeigt sich, wenn wir die Zaunführung mittels kombinierter Betrachtung von Relief und Flurnamen wohl einigermaßen zutreffend herleiten, dass der innere Dorfraum und die spätere Stadtfläche nahezu deckungsgleich sind. Die vermutete Linie im Einzelnen: Im Süden und Südwesten finden wir die Flur „kleiner Brühl“ und „Breite“, beides sind normalerweise außerörtliche Flächen direkt am Etter gelegen; im Norden begrenzt der Alenberg, als vermuteter Standort des besagten Herrenhofes den Etterbezirk; im Osten liegt die natürliche Grenze etwa dort, wo es zum Gewann Haslach hinauf geht, hier finden wir wieder einen ehemaligen „Aschbühlweg“ (heute: Talstraße); und im Westen schließt sich die Lücke entlang der kürzesten Linie zwischen Alenberg und Breite durch einen weiteren ehemaligen „Brühl“ (heute Weberweg).²⁴

Stadt und Mauer – das vermehrte Dorf

Dass aus dem Dorf Löffingen eine Stadt wurde, verdankt sich der Herrschaftspolitik des Grafen Heinrich von Fürstenberg, in deren Mittelpunkt die Konsolidierung des Terrains zwischen Freiburg und Fürstenberg stand, was praktisch hieß, die beiden wichtigsten Ost-West-Verbindungen über den Schwarzwald durch die Anlage eigener Städte abzusichern. So erklären sich, die Südroute durch das Höllental betreffend, die Gründungen: Neustadt („Núwenstatt“) um 1250²⁵, Bräunlingen („Brülingen“) um 1275²⁶ und sowohl geografisch als auch chronologisch auf halbem Wege: Löffingen („Loeffingen“) um 1260²⁷. Dieses Datum wird durch eine Beobachtung gestützt, die der Bad-Boll-Gast Samuel Pletscher im Jahr 1879 machte, als ihn eine seiner Wanderungen durch Löffingen führte. In seinem Reisebericht lesen wir:



Die Löffinger Altstadt aus der Vogelperspektive. Klar erkennbar ist das „Gründungs oval“ im Zentrum. Der gesamte Bildausschnitt markiert in etwa die vermutete Fläche des alten Dorfes.

Foto: Christa Maier, 2009

An dem noch stehenden Thorhause [Mailänder Tor, M.W.] liest man am inwendigen Thorbogen 1580 über dem Wappenschild mit zwei in's Kreuz gelegten Löffeln von althertümlich runder Form. Über dem äußeren Thorbogen ist die Jahreszahl 1261 eingehauen.²⁸

Vielleicht haben wir hier das Gründungsjahr der Stadt Löffingen. In unserem Zusammenhang wichtiger sind jedenfalls die Fragen: Wie steht die Stadt verfassungstopografisch im Verhältnis zum alten Dorf und was hat es mit der Stadtbefestigung auf sich?

Unschwer ist an Flurkarten und Luftbildern abzulesen, dass der Löffinger Stadtgrundriss, wie er in seinem Kernbestand die Jahrhunderte wohl fast unverändert überdauert hat, auf den Willen eines Gründers und das Konzept eines „Stadtplaners“ zurückgeht, wodurch nebenbei auch das Fehlen einer schriftlichen Gründungsurkunde kompensiert wird, denn der Gründungsplan ist „ein urkundliches, einer schriftlichen Quelle ebenbürtiges Zeugnis für die Entstehungsgeschichte einer Stadt“.²⁹ Schon die Verortung des Neubaugebietes im Gelände ist bezeichnend: Der neue Marktplatz, als rechteckförmige Erweiterung der bestehenden, dörflichen Handelsstraße, wird auf das zum Bachgrund hinab geneigte Relief gelegt; was nämlich beim Marktbetrieb an Unrat anfällt, kann so per natürlichem Gefälle über Rinnen und Kanäle zu dem Wasserlauf abgeführt werden. Um den Markt herum hat man eine bestimmte Anzahl etwa gleich großer Hofstätten („Area“) ausgemessen und zur Bebauung an die Neusiedler für einen

jährlichen Zins, zu zahlen an die fürstenbergische Stadtherrschaft, freigegeben.³⁰

Zum offenen Land hin grenzt man die Stadt durch eine Befestigung ab. Das ist für Löffingen durch die erste schriftliche Erwähnung der Stadt belegt, wo von einem „superiorem portam“, also einem oberen Tor, in „oppidi nobis Loeffingen“ die Rede ist.³¹ Oppidum meint zwar (im rechtlichen Sinne) Stadt, deutet aber weniger auf eine Steinmauer, eher auf eine einfache Erdwerksgrenze, also Wall und Graben, davor Palisaden, sowie hölzerne Tore hin, von denen Löffingen mindestens zwei hatte: Ein oberes Tor fordert logischerweise ein unteres.³² Neben diesen beiden Hauptdurchgängen in Nord-Süd-Richtung dürften auch schon zu diesem Zeitpunkt zwei kleinere Tore existiert haben: Im Westen das Tor „so gen Oberhofen hinausgeht“ (1508), später „Mailänder Tor“ (1746) genannt, und im Südosten das „Tor an der Zuben“ (1439), spätere Erwähnung als „Schweinebogen“ (1649) oder einfach als das „Bögli“ (1721).

Diese Stadtbefestigung schrieb die Grenztradition des Dorfetters physisch und rechtlich wie symbolisch fort, und zwar mit einem etwas kräftigerem Gefälle zwischen innen und außen. Man darf etwa annehmen, dass bestimmte, ungeschriebene Dorfgewohnheitsrechte auf die Stadt übergegangen sind und dass, als zusätzlicher Anreiz, noch das eine oder andere Privileg hinzukam. So mussten die Löffinger beispielsweise weder Fastnachts- noch Weihnachtshühner geben, es entfiel für sie auch die Fronarbeit auf den herrschaftlichen Äckern.³³ Gegenüber den anderen fürstenbergischen Städtegründungen wie Neustadt, Geisingen, Vöhrenbach oder Fürstenberg, wo es auf jeden Zuzügling ankam, blieb die Rechtsstellung der Löffinger Bürger allerdings merklich zurück. Dem Stadtrat etwa, der zugleich auch das Stadtgericht stellte, setzte der Landgraf speziell in Löffingen schon um 1440 einen Vogt hinzu, um den herrschaftlichen Einfluss sicherzustellen, und bisweilen mischte sich der Graf auch einmal direkt in Beurkundungen oder Rechtsgeschäfte ein, was ebenso unüblich war.³⁴

Außerhalb der neuen Befestigung lagen noch ältere Siedlungsreste von offenbar dörflicher Abkunft, die rechtlich dem Stadttinneren mehr oder weniger angeglichen waren. Für Oberhofen, einer westlich der Stadt gelegenen Hofgruppe, galt das besonders. Die dortigen, den Stadtbewohnern oder den Oberhofenern zugehörigen Gärten waren unter dasselbe Zinsrecht gestellt wie die Haus- und Hofstätten im Innern der Stadt,³⁵ die Bewohner Oberhofens entrichteten den Kleinzehnten gemeinsam mit den Löffingern³⁶ und sie kamen, wie die Stadtbürger, in den Genuß des Vorrechtes, keine Hühnerabgabe³⁷ leisten zu müssen.

Über die sogenannte Vorstadt, in den Quellen auch Dorf Löffingen genannt, erfahren wir aus den schriftlichen Quellen leider sehr wenig. Dreimal (1406, 1435 und 1485) sind Vorstadt und Dorf als fürstenbergisches Lehensgut erwähnt. 1503 scheint die Siedlung aber arg heruntergekommen zu sein, in dem betreffenden Schriftstück heißt es, dort stünden nur noch ein „gar bös hus und ... eine alte schmidthütt“.³⁸ Auf einen „Abgang“, wie TUMBÜLT meint,³⁹ muss das allerdings nicht unbedingt hindeuten, „bös“ heißt ja keineswegs völlig zerstört

oder verschwunden, sondern (nur) „wertlos“. Schließlich ist dann noch die Rede von einem „cimiterium exterius“, also einem außerhalb der Stadt gelegenen Friedhof, der TUMBÜLT zufolge nur „der Begräbnisplatz um die alte abgegangene St. Martinskirche“ gewesen sein kann.⁴⁰ Er wurde 1503 geschlossen und von seinem alten Platz, wahrscheinlich ein wenig östlich der Vorstadt, an den neu angelegten Friedhof bei der Stadtkirche St. Michael verlegt.

Ziehen wir jetzt noch ergänzend bildliche Darstellungen hinzu, etwa die Stadtansicht (Vedute) von Martin Menrad aus dem Jahr 1680, dann liegt uns das eben skizzierte mittelalterliche Siedlungsbild noch immer deutlich vor Augen: Es ist die Stadt mit ihrem Mauerring, überwiegend bestehend aus den Rückseiten der Bürgerhäuser. Auffällig ist auch das obere Tor, im 17. Jahrhundert zum Stadtturm mit Turmuhr aufgewertet, dann St. Michael mit Kirchhof und der Kirchhofmauer, die wiederum physisch, juristisch und symbolisch als Fortsetzung der Stadtmauer gilt. Wir sehen darüber hinaus, dass die Siedlungen Oberhofen und Vorstadt inklusive Bildstock St. Kümmernis, wo der Standort der einstigen St. Martinskirche mit ihrem „cimiterium exterius“ vermutet wird, dazu noch etliche andere Flächen im Vorfeld der Mauer, auch vor dem Kirchhof, von Zäunen, die man in summa durchaus einen „äußeren Etter“ nennen könnte, eingehegt sind.⁴¹

Solche „äußeren Etter“ oder „Stadtetter“⁴² haben in mancher Kleinstadt noch lange neben der Stadtmauer her weiter existiert. Sie zeigen gewissermaßen die Ausstülpung des inneren Rechtsbezirkes über den eigentlichen Stadtraum hinaus an. Für die Städter, auch für die Kleinstadter, war dieser sogenannte „Friedkreis“⁴³ in landwirtschaftlicher Hinsicht ein Erfordernis erster Klasse, denn hier, in unmittelbarer Stadtnahе, lagen die Gärten, Bebauungsflachen, Weiden, Teiche, die im Inneren der dicht zusammengedrängten Siedlung keinen Platz mehr fanden. Den richtigen Abstand zwischen Stadtetter und Mauer hat man mancherorts auf eine anrührend altertümliche Weise, etwa durch einen Pfeilschuss oder einen Hammerwurf, ermittelt, später haben die Beteiligten dann offenbar rationalere Methoden gewählt.⁴⁴



Nördlicher Teil der Stadt. Ins Auge fällt der Stadtturm mit Zinnengiebel, Sturmglocke und Turmuhr. Kopie der Stadtansicht / Vedute von Martin Menrad, 1680, Stadtmuseum Löffingen

Aufbruch in die Moderne – Mauern werden überflüssig

Die Physis der Stadtbefestigung wurde in den Jahrhunderten nach der Stadtgründung gründlich gestärkt: An die Stelle der vermutlichen Palisade tritt eine steinerne Ringmauer, schriftlich erstmals 1508⁴⁵ erwähnt und bei Martin Menrads späterer Stadtansicht gut zu sehen. Aus dem „superiorem portam“ (oberes Tor) des 13. Jahrhunderts ist ein stattlicher Turm mit Uhrwerk, Sturmglocke und Gefängnis geworden, genannt „Fronfeste“, „Stadtturm“ oder „Torturm“. Auch das untere Tor, mal als „Scherers Tor“ oder „Göschweiler Tor“ bezeichnet, zählt immerhin drei Stockwerke. Und schließlich kann man die Stadt durch das Tor „so gen Oberhofen hinausgeht“ betreten, den Löffingern seit 1746 als „Mailänder Tor“ bekannt.

Umherstreifendes Gesindel, marodierende Soldaten oder Räuberbanden konnte man mit dieser Infrastruktur vielleicht gerade noch so abwehren: Der zur „Thorhut“ eingeteilte Wächter sitzt oben im Stadtturm, er hält nach allen Seiten Ausschau, es naht von fern eine Rotte unbekannter Reiter, sofort schlägt er die Glocke an, Alarm! Die Löffinger eilen von den Feldern nach Hause, brechen ihr Tagwerk ab, die Männer schließen die hölzernen Gatter, besetzen Tore und Mauern. Die frechen Reiter ziehen nach einigen hitzigen Wortgefechten und einem Scharmützel mit Schwertern und Speißen unverrichteter Dinge wieder ab, die Stadt ist sicher, bis zum nächsten Mal. Dem Eindringen größerer, bewaffneter Verbände konnten die Einwohner aber nichts entgegensetzen und haben, dem unwiderstehlichen Druck der angedrohten Gewalt weichend, die Tore der Stadt immer wieder öffnen müssen.

Aus dem Dreißigjährigen Krieg, als das Landvolk zwischen Freund und Feind ohnehin fast keinen Unterschied mehr sehen konnte, hören wir beispielsweise: *„Am 4. Juni 1639 um ein uhren sindt die weimarischen Reiter allhier bei des Scherers Thor hereinkommen, und haben an Roß und Vieh, was sie kundten bekommen, hinweg getrieben“*⁴⁶, vielsagend auch die schwermütige Anmerkung des Schreibers der Gemeinde aus dem für Löffingen wohl schlimmsten Kriegsjahr 1638: *„Wo Gott die Statt nit bewaren thuet so ist umbsunst der Wächter Huet.“*⁴⁷ Allerspätestens haben die sogenannten Franzosenkriege an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert mit ihren andauernden Durchzügen, Plünderungen und Besetzungen den Menschen vor Augen geführt, dass die Zeit der Tore, Gatter, Türme und Mauern endgültig vorüber war. Die Befestigung aus dem Mittelalter wurde überständig.

Zuerst schlägt die Stunde dem altehrwürdigen Stadtturm. Als baufälliges Verkehrshindernis eingestuft, lässt ihn die Stadt im Sommer 1819 abreißen. Auch das untere Tor entgeht seinem Schicksal nicht. Nach einigem Hin und Her erfolgt auf Anordnung der großherzoglichen Straßenbauinspektion der Abbruch des völlig verwahrlosten Gebäudes im September 1836. Beladen mit fast sechshundert Jahren Vergangenheit fallen die beiden Wahrzeichen der Stadt.⁴⁸ Schuld sind die gestiegenen Anforderungen des Straßenverkehrs. Auch der Zeitgeist überhaupt hat sich in jenen Jahren gegen sie gestellt: Dem Mittelalter wollte man

keinen Wert mehr zuerkennen, es galt als dunkel und rückständig. Die Zeichen der Zeit standen jetzt auf Wissenschaft und Fortschritt. Im Triumphzug der Technik konnten die alten, verwinkelten Tore und Türme nur stören. So mag es den Menschen des frühen 19. Jahrhunderts tatsächlich vorgekommen sein, als müssten sie Breschen in die Mauern schlagen, um den frischen Wind der neuen Zeit hereinzulassen.

Das „Charakteristikum des Ortes“ – ein Tor macht Karriere

Etwa einhundert Jahre nach dem Abriss der beiden großen Stadttore steht auch die Existenz des letzten der beiden kleineren Stadttore auf dem Spiel. Diesmal hat es nichts mit nüchternen Verkehrssicherheitsfragen zu tun, diesmal ist es eine Naturkatastrophe, die in schwerer Zeit auf Löffingen hereinbricht. Am 28. Juli 1921 gegen 14 Uhr entzündet sich mitten in der Stadt ein Feuer, das unter dem Eindruck der Sommerhitze bald weitere Nahrung und rasche Ausbreitung fand. Über die Geschehnisse dieses Tages sind wir durch einen Augenzeugenbericht⁴⁹ des Löffinger Feuerwehrmanns Karl Bader informiert. Was er schreibt, versetzt den Leser noch heute mitten in eine höllische Szenerie aus Feuer und Rauch, aus Schreckensrufen und Sirenengeheul. Auch deswegen sollen hier einmal einige Passagen zitiert werden:

Das Unheil nimmt seinen Lauf. Von einem leichten Südostwind begünstigt, frisst sich das entfesselte Element mit unheimlicher Geschwindigkeit über die Dächer die Gasse hinauf bis zum Schmiedemeister Viktor Fürst. Ich sehe noch, wie die Spritze der jungen Hilfsmannschaft durch das Böggle bei der Post auffährt. Sie haben gleich Wasser vom Hydrant vor Rombach. Es ging sehr schnell. Kaum hat ihre Kälberspritze den richtigen Druck, kommt vom Kommandanten der Befehl „zurück“, denn das Feuer war schneller ... Entsetzen ergreift die Menschen! Es waren fürchterliche Minuten! Mir gellt jene Symphonie des Großbrandes heute noch in den Ohren. Das Prasseln und Krachen des Feuers, verzweifelte Hilferufe geängstigter, händeringender Menschen, das Brüllen der Schweine, die aus den Ställen gezogen wurden. Dies alles vermischte sich mit der ununterbrochen die Nachbargemeinden um Hilfe anrufenden Dampfsirene der Holzindustriewerke Josef Benz zur schrecklichen Melodie.⁵⁰

Die sehnsüchtig erwartete Unterstützung trifft nach und nach ein, alle Dörfer der Umgebung, von Rötenbach über Seppenhofen bis Unadingen, schicken ihre Männer, auch die Feuerwehren aus Döggingen, Neustadt, Bräunlingen, Hüfingen, Donaueschingen rücken an, die Autospritzen aus der Papierfabrik Neustadt und aus St. Blasien kommen hergefahren und sogar die Spritze aus Freiburg hat sich in Bewegung gesetzt: „Löffingen sieht aus wie ein Heerlager“⁵¹. Irgendwann heißt es: „Vor allen Dingen muß das Mailänder Tor gehalten werden.“⁵² Es wird gehalten. Das Weitere liest sich wie die Reportage eines Kriegsberichterstatters, der inmitten eines verbissenen Kampfes steht und bangt, der Richtige möge gewinnen. Und tatsächlich, am Ende dieses schicksalhaften Tages kann er stolz ver-



Das alte Mailänder Tor unmittelbar nach dem Stadtbrand von 1921. Stangen sollen den Einsturz des Giebels verhindern.

Foto: Anton Rebholz / Archiv Werner Waßmer

melden: „Die Schlacht [ist] geschlagen, der Sieg [...] errungen, jawohl es war ein Sieg! Doch der Sieg war teuer erkauft. Sechsenddreißig Häuser liegen in Schutt und Asche. Was ehrsame Bauern- und Handwerkergeschlechter in mühsamer Arbeit aufgebaut hatten, war in Minuten vernichtet.“⁵³

In den folgenden Wochen wurde der Schauplatz des Unglücks ein ums andere Mal begutachtet, man erörterte den Zerstörungsgrad und diskutierte etwaige Wiederaufbaukonzepte. Das alte Mailänder Tor, das zunächst noch gerettet schien, drohte aufgrund von Setzungen nun doch einzustürzen, weshalb die obere Hälfte des Brandgiebels eingerissen wurde, was die Stabilität des Gebäudes noch weiter beeinträchtigte. In dieser ausweglosen Lage sah sich die Bauinspektion gezwungen, das Tor aufzugeben und die Abtragung zu veranlassen. Mit der fälligen Entschädigungssumme siedelte Toreigentümer Brunner in den Winkel um, den frei gewordenen Platz übernahm die Gemeinde.

Zweimal hatten die Löffinger das Mailänder Tor nach großem Feuerschaden wieder errichtet (1535 und 1580). Jetzt, im Jahr 1921, stellte sich das Thema erneut. Während Gemeindeg Spitze und Wiederaufbau-Kommission einen Neubau aus städtebaulichen Gründen befürworteten, war man im Bürgerausschuss geteilter Meinung. Dort wollten kritische Stimmen kein Verständnis dafür aufbringen, „daß wieder ein Thor gebaut werden solle“; manch einem sei „eine Lücke in der Bebauung lieber als ein Thor“.⁵⁴ Dessen ungeachtet legte der federführende Architekt August Meckel aus Freiburg den Löffingern auftragsgemäß einen Entwurf für das Projekt „Wiederaufbau des Mailänderthores“ vor, der von allen zuständigen Gremien eingehend geprüft wurde. Schließlich, am 30. März 1922, stand der Entscheid an. Die 40 Mitglieder des Löffinger Bürgerausschusses stimmten zur Frage ab: „Genehmigt der Bürgerausschuß, daß das Mailänder Tor nach den vorliegenden Plänen durch die Gemeinde mit einem Kostenaufwande von 165.000 M wieder aufgebaut“ wird? Mit 24 gegen 16 Stimmen fiel das Ergebnis ziemlich knapp für einen Torneubau aus.⁵⁵ Nicht auszudenken, hätten damals nur vier Männer im Ausschuss anders votiert; manchmal hängt der Lauf der Geschichte eben an wenigen.

Ende 1923 war Löffingen wieder einigermaßen hergerichtet, auch das Mailänder Tor stand in neuer Gestalt am alten Platz. Es erinnerte an ihm fast nichts mehr an den alten, gedrungenen Vorgänger aus dem Jahr 1580, dessen Durchfahrt nicht in der Höhe und kaum in der Breite für eine voll beladene Heufuhre ausreichte; vielmehr präsentierte sich der Öffentlichkeit ein Stück veredeltes Mittelalter, das mehr oder weniger über Nacht zum „Charakteristikum des Ortes“⁵⁶ aufgestiegen war und dessen Karriere bis heute ungebrochen fort dauert.

Die dreifache Stadtbefestigung heute: ein Ineinander von Tradition, Überrest und Zitat

Heute können wir den alten Befestigungen in dreifacher Gestalt begegnen: Als Tradition, als Überrest und als Zitat.

Erstens zur Tradition: Zu ihr gehört eine dezidierte Überlieferungsabsicht und ein klarer Erinnerungsauftrag; hier sei auf das Mailänder Tor verwiesen, das, wenn nicht substantiell, so doch immerhin funktional und am historisch korrekten Platz an die Geschichte weitergegeben wurde. Sollte es in Löffingen übrigens je eine Konkurrenz um den Status des wirkungsvollsten Ortes gegeben haben, dann hat sich das Tor mitsamt Vorplatz deutlich vom Verfolgerfeld abgesetzt. Was findet hier neuerdings nicht alles statt: Die Stadtmusik präsentiert seit 2005 alle zwei Jahre ihr Sommerkonzert vor der „magischen Kulisse“⁵⁷ des Mailänder Tors. Bei den Kulturnächten kann man vor dem Bogen den Auftritt orientalischer Tänzerinnen verfolgen oder den Klängen moderner Musikkapellen lauschen. Den Nikolausmarkt hat das Stadtmarketing im Jahr 2008 aus



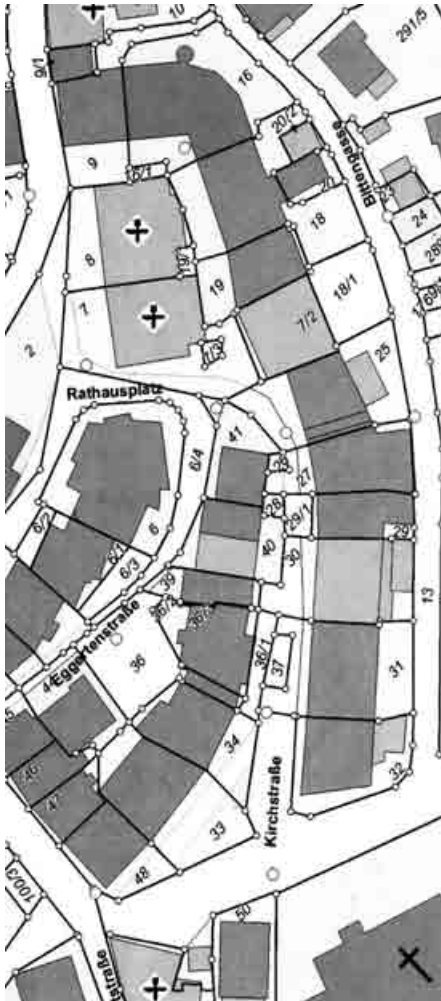
Orientalische Tanzgruppe bei der Kulturnacht 2013. Foto: Stadtmarketing Löffingen

Fastnachtsschauspiel vor dem Mailänder Tor.

Foto: Philippe Thines 2010



Luftbild Löffingen 2009 (Foto: Christa Maier 2009) und darunter Stadtansicht Martin Menrad 1680 (Kopie im Stadtmuseum Löffingen) zum Vergleich. Die weiße Linie zeigt die heutigen Grenzen der Flurstücke 53/1769 an, gelb hinterlegt ist das Flurstück 1770.



Nordöstliche Stadthälfte. Die Innenkante der Ringstraße (hier: Bittengasse) markiert den einseitigen Verlauf der Außengrenze des mittelalterlichen Rechtsbereiches Stadt. Interaktive Karte, Landratsamt Breisgau-Hochschwarzwald

Stimmungsgründen von der Kirchstraße hierher verlegt, und in der Durchfahrt bezaubert nun eine „lebende Krippe“ alljährlich das Publikum. Mittelpunkt der Fanmeile ist das Tor seit dem „Sommermärchen 2006“, wenn es, behängt mit einer Großbildleinwand, zum Public Viewing einlädt. Und *last not least* haben die Laternenbrüder das Tor in ihr „Fastnachtsschauspiel“ mit anschließendem Hemdglunkerumzug eingebaut. Dramaturgisch ist das nur konsequent, schließlich sind die Narren mit ihrer Zunftstube in der rechten Hälfte des Mailänder Tores schon seit 1995 zu Hause, und 2013 wurde es ihnen nach dem Auszug des letzten „normalen“ Mieters dann ganz zur Nutzung überlassen.

Die Stadtbefestigung begegnet uns – zweitens – als Relikt, als ein Überrest, der uns nicht über die Vergangenheit unterrichten „will“, sondern gewissermaßen unbeabsichtigt oder zufällig bis heute überdauert hat. Hierzu zählen etwa die in manchen Häuserfundamenten noch enthaltenen Mauerstücke und auch die verschiedenen, an Mauer, Stadt- oder Dorffetter erinnernden Grundstücksfluchten. Der fast durchgehende Straßenring um das Stadtoval herum stellt einen solchen Überrest dar. Seine Innenkante und nicht etwa die Häuserfront folgt heute noch der mittelalterlichen Grenze des städtischen Friedens- und Rechtsbereiches. Besondere Aufmerksamkeit verdient in diesem Kontext zweifelsohne die rechtstopografische Situation im Bereich Bauhofareal/ehemalige Post. Hier ist die Übereinstimmung von früheren und heutigen Grundstückslinien so signifikant, dass man schon von räumlicher Kontinuität sprechen möchte. Die Grenze zwischen der Flurstückeinheit 53/1769 und dem Flurstück 1770 markiert dann vielleicht sogar den Verlauf nicht nur der ehemaligen Außengrenze des Stadtweichbildes, sondern auch den des einstigen, noch älteren Dorffetters; der Baumrespektive Heckenbewuchs an der Nahtstelle würde zumindest sehr gut in diese Vorstellung passen.

Die Stadtbefestigung lebt – drittens – als Architekturzitat fort, d. h. als partielle Vergegenwärtigung älterer Stile, Formen oder Strukturen. Beispielhaft steht dafür die in den Jahren 1910/12 errichtete einstige Industrie- und Gewerbeschule, heute „Stadtbau“ genannt. In dezent gewandetem Historismus erinnert das repräsentative Erscheinungsbild des Gebäudes mit Bogen, Säule, Erker und Turm-Imitat nicht von ungefähr an das Mittelalter; schließlich war der Vorgänger einst Teil des nördlichen Mauerringes und grenzte unmittelbar an das ehemalige obere Tor. Ein Exempel aus neuerer Zeit ist das Kultur- und Fremdenverkehrszentrum, heute „Tourist-Info“ genannt. Ende der 80er Jahre auf authentischen Stadtmauerresten neu errichtet, fügt es sich schlüssig in die Baufluchten des einstigen Ringes ein, spielt mit Rund- und Torbögen, Zinnengiebeln sowie gedrungenen Fenstern. Der schlanke, dreistöckige Rundturm zitiert schließlich noch wortgetreuer als der „Stadtbau“ aus dem Wortschatz des alten Befestigungsapparates das gründerzeitliche „superiorem portam“ (oberes Tor) herbei.

Traditionen und Überreste, ja sogar Zitate ragen als „unvergangene Vergangenheit“ durch die Zeiten hindurch in unsere Gegenwart hinein; doch sprechen sie uns je anders an. Den Mangel des Überrestes, unter den Sediment-



Sogenannter Stadtbau (1910/12) mit Turm-Imitat. Foto: Matthias Wider 2014

Turm hinter der Löffinger Tourist-Info. Im Innern befindet sich die Wendeltreppe zum Dachgeschoss. Foto: Matthias Wider 2014

schichten der Geschichte „versteckt“ und daher geradezu „unsichtbar“ zu sein, wiegt die kaum zu übertreffende Glaubwürdigkeit des unpräntiösen Zeugen auf. Ihn umgibt die geheimnisvolle Aura des „vergessenen Menschlichen“⁵⁸, seine Anmutung als ein „sonderbares Gespinst aus Raum und Zeit“⁵⁹ entgrenzt ihn zum „Imaginarium“, zur „Kontaktzone“⁶⁰ zwischen einst und jetzt: Der Betrachter sieht und staunt.

Traditionen hingegen bewegen sich stets im öffentlichen Diskurs. Menschen haben sie irgendwann einmal mit einer bestimmten Botschaft ausgestattet, mit einem ideellen Wert bewidmet und in die Geschichte hineingegeben. Dieses Umfeld macht die Tradition zwar keineswegs unseriös, mit dem Wandel von Zeit und Mentalität gerät aber die ideelle Statik naturhaft aus den Fugen, sie fällt gewissermaßen aus der Zeit, so dass sie immer wieder neu vermessen, aufgegeben oder adaptiert werden muss.

Am schwächsten wirkt schließlich das Zitat. Ist es nicht nur ein Versatzstück, das dort zum Einsatz kommt, wo man selbst nichts zu sagen hat? Auf den ersten Blick vielleicht. Jedoch: Mit Bedacht gewählt und an der passenden Stelle platziert, befördern Zitate die Botschaften eines eigenständigen Textes. Auch vermag das Zitat im Idealfall selbst eine Wertsteigerung erfahren, wenn es in einen neuen Sinnzusammenhang eingebettet und auf diesem Wege in einem neuem

Licht gelesen wird. Bedient sich also der Stadtplaner des Bauzitates, dann müsste er es aus Respekt vor der Würde der belehnten Zeit tun und zugleich auch aus Respekt vor der (historischen) Eigenart des Ortes. Vielleicht liegt hier die bemerkenswerte Ästhetik des Löffinger Stadtbildes begründet. Das Ineinander von Tradition, Überrest und Zitat wirkt nirgends aufgesetzt oder bemüht, vielmehr gewinnt der Betrachter bereits nach flüchtiger Durchsicht den Eindruck eines Ganzen, dessen äußere Schönheit aus Ringstraßen, Torbögen, Mauerresten, Türmen und Zinnengiebeln, seien sie nun überliefert, hinterlassen oder zitiert, auf einer inneren Bindung beruht, die mehr eine „Seele“ denn ein „Zusammenhang“ ist.

Und nun, am Ende, scheint es gerade so, als kämen wir gewissermaßen durch die Hintertür der romantischen Stadtwahrnehmung wieder an jenen Punkt zurück, von dem unsere kleine Mauerbegehung ihren Ausgang nahm: bei der (unwiderstehlichen) Magie der Grenze.

Autor

MATTHIAS WIDER, 45 Jahre alt, ist Realschullehrer im Bildungszentrum Bonndorf, Fachleiter Geschichte am Seminar für Didaktik und Lehrbeauftragter für Geschichte an der Pädagogischen Hochschule Freiburg. Schwerpunkte seiner Arbeit sind das Lernen an historischen Orten und die Sachquellendidaktik. Als Brauchbeauftragter ist er auch für die Löffinger Brauch- und Fastnachtsgeschichte zuständig.

Matthias Wider, Martinstraße 21,
79843 Löffingen
matthias.wider@t-online.de

Anmerkungen

- 1 Zum Thema „Geschichte als touristisches Erlebnis“ noch immer: ROLF SCHÖRKEN: Geschichte in der Alltagswelt. Wie uns Geschichte begegnet und was wir mit ihr machen. Stuttgart 1981, S. 118 ff.
- 2 Zitiert nach ARNO BORST: Alltagsleben im Mittelalter. Frankfurt a. M. 1983, S. 22.
- 3 <http://www.stadt-land-regiokarte.de/Ausflugsziele/Loeffingen/Historischer-Stadtrundgang>
- 4 Vgl. KARL SIEGFRIED BADER: Das mittelalterliche Dorf als Friedens- und Rechtsbereich (Studien zur Rechtsgeschichte des mittelalterlichen Dorfes, Teil 1). Köln/Wien/Böhlau 1981³, S. 229–264.
- 5 Antiquarische Gesellschaft in Zürich (Hg.): Urkundenbuch der Abtei St. Gallen. Bearbeitet von H. Wartmann, 6 Bände. Band I: Jahr 700–840. Zürich 1863, Nr. 240.
- 6 *Villa* muss nicht unbedingt Dorf heißen, es kann auch einfach Hof bedeuten (Vgl. BADER 1981, wie Anm. 4, S. 91, 123). Allerdings stehen die in der Urkunde erwähnten Besitztümer in Rötenbach („villa, que dicitur Rotinbah“) im Plural („Domi-bus“); analog müsste die Mehrzahl auch Löffingen betreffen, zumal im Jahr 886, also nicht einmal 70 Jahre danach, die Schenkung von mehreren Löffinger „Gebäuden“ und „Mühlen“ beurkundet wird. Vgl. GEORG TUMBÜLT: Forschungen zur älteren Geschichte der Stadt Löffingen vornehmlich im Mittelalter. In: Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar und der angrenzenden Landesteile 16 (1926), S. 3–47, hier S. 5.
- 7 Der Flurname taucht schon 1290 als *Ala-berg* auf. Vgl. TUMBÜLT 1926, wie Anm. 6, S. 4, Anm. 3. Zur Etymologie: GERHARD KÖBLER: Althochdeutsches Wörterbuch. Göttingen 1993⁴, S. 31, auch MICHAEL RICHARD BUCK: Oberdeutsches Flurnamenbuch. Ein alphabetisch geordneter Handweiser für Freunde deutscher Sprach- und Kulturgeschichte. Bayreuth 1931², S. 4.
- 8 BADER 1981, wie Anm. 4, S. 104/105.
- 9 Ebd., S. 87.
- 10 Die folgenden Ausführungen nach ORTWIN HENSSLER: Formen des Asylrechts und ihre Verbreitung bei den Germanen. Frankfurter wissenschaftliche Beiträge. Rechts- und wirtschaftswissenschaftliche Reihe, Band 8.

- Frankfurt 1954, S. 61.
- 11 „Man [soll] denselben ... graben in das Loch dain der Mahlstein gestanden hait, in die Erde bis an sein Görtel und soll dann mit einem Pfluge und vier Pferden ober ihn fahren“. RUDOLF OERI-SARASIN: Allerlei über Grenzzeichen, Grenzfrevl und Grenzspuk in der alamannischen Schweiz. Basel 1917, S. 16.
- 12 Grenzfrevler etwa mussten als Irrwische um die Mahlsteine herumgeistern. Ebd., S. 16.
- 13 BADER 1981, wie Anm. 4, S. 102.
- 14 KÖBLER 1993, wie Anm. 7, S. 174.
- 15 BADER 1981, wie Anm. 4, S. 102.
- 16 WILHELM MANNHARDT: Wald- und Feldkulte, Band 1. Der Baumkultus der Germanen und ihrer Nachbarstämme. Mythologische Untersuchungen. Berlin 1904², S. 397 ff. Zu den „Umgängen“ beispielhaft: OERI-SARASIN 1917, siehe Anm. 11, S. 15/16.
- 17 Ebd., S. 402.
- 18 Zum „Bannkreis“: HENSSLER 1954, wie Anm. 10, S. 60, 61.
- 19 Zum Asylrecht ausführlich ebd.
- 20 BADER 1981, wie Anm. 4, S. 101f.
- 21 BADER 1981, wie Anm. 4, S. 128.
- 22 Ebd. S. 127.
- 23 Ebd. S. 132.
- 24 Zu den ehemaligen Namen: EMIL KETTERER: Löffingen. Beiträge zur älteren Geschichte. Konstanz 2005, S. 280.
- 25 BADER 1981, wie Anm. 4, S. 78.
- 26 Ebd. S. 82.
- 27 Ebd. S. 80.
- 28 SAMUEL PLETSCHER: Der Kurort Bad Boll im obern Wutachthal bei Bonndorf und Löffingen im Schwarzwald. 1879, S. 125, 126.
- 29 HANS STRAHM: Zur Verfassungstopographie der mittelalterlichen Stadt mit besonderer Berücksichtigung des Gründungsplanes der Stadt Bern. In: Zeitschrift für schweizerische Geschichte 30 (1950), S. 372–410, S. 395. Außer Vöhrenbach und Fürstenberg wurde keiner fürstenbergischen Stadt eine Stadtrechtsurkunde verliehen. GERT LEIBER: Das Landgericht der Baar. Verfassung und Verfahren zwischen Reichs- und Landesrecht 1283–1632 (Veröffentlichungen aus dem Fürstlich Fürstenbergischen Archiv, 18). Allensbach 1964, S. 169.
- 30 TUMBÜLT 1926, wie Anm. 6, S. 38.
- 31 Fürstliches Hauptarchiv in Donaueschingen (Hg.): Fürstenbergisches Urkundenbuch. Sammlung der Quellen zur Geschichte des Hauses Fürstenberg und seiner Lande in Schwaben. Bearbeitet von S. RIEZLER und F. L. BAUMANN, 7 Bände. Tübingen 1877–1891, Nr. 429. Die Urkunde bricht ohne Datum ab, ihre Entstehung fällt in die Zeit zwischen 1250 und 1275.
- 32 HANS PLANITZ: Die deutsche Stadt im Mittelalter. Von der Römerzeit bis zu den Zunftkämpfen. Graz 1980⁵ (unv. Nachdruck von 1954), S. 234 und 243.
- 33 TUMBÜLT 1926, wie Anm. 6, S. 44.
- 34 LEIBER 1964, wie Anm. 29, S. 172f.
- 35 TUMBÜLT 1926, wie Anm. 6, S. 41.
- 36 Ebd. S. 27.
- 37 Ebd. S. 44.
- 38 Fürstenbergisches Urkundenbuch III, wie Anm. 31, Nr. 56.
- 39 TUMBÜLT 1926, wie Anm. 6, S. 39.
- 40 Ebd. S. 21, Anm. 1.
- 41 BADER 1981, wie Anm. 4, S. 243.
- 42 Ebd. S. 249.
- 43 Ebd. S. 244–247.
- 44 Ebd. S. 249. Zur „Wurfmethode“ siehe auch: HENSSLER 1954, wie Anm. 10, S. 64–67.
- 45 TUMBÜLT 1926, wie Anm. 6, S. 40 f.
- 46 KETTERER 2005, wie Anm. 24, S. 71.
- 47 Ebd. S. 531.
- 48 Stadtarchiv Löffingen, Nr. 3016.
- 49 Stadtarchiv Löffingen, Nr. 128.
- 50 Ebd. S. 2.
- 51 Ebd. S. 4.
- 52 Ebd. S. 3.
- 53 Ebd. S. 6.
- 54 Stadtarchiv Löffingen, Nr. 1003.
- 55 Stadtarchiv Löffingen, Nr. 1002.
- 56 Deutsche Bauzeitung 56/1922, R. 29. Berlin 1922, S. 173.
- 57 <http://www.badische-zeitung.de/loeffingen/sommerkonzert-der-stadtmusik>
- 58 MARLEEN STOESSSEL: Aura. Das vergessene Menschliche. Zur Sprache und Erfahrung bei Walter Benjamin. München/Wien 1983.
- 59 WALTER BENJAMIN: Kleine Geschichte der Photographie (1931). In ders.: Gesammelte Schriften, Band II. Frankfurt am Main 1977, S. 378.
- 60 ALEIDA ASSMANN: Erinnerungsräume. Formen und Wandel des kulturellen Gedächtnisses. München 2009⁴, S. 337.